

# Finale

## O-Ton

«Es ist das Osterfest alljährlich für den Hasen recht beschwerlich.»

Wilhelm Busch

## Ein Kreuz mit Jesus

«Jesus Town, USA» – eigentlich der perfekte Film zu Ostern. Wenn er denn gelungen wäre.

### Regula Fuchs

«Now Casting Jesus» steht auf dem Zettel. In einem Kaff irgendwo im US-Bundesstaat Oklahoma suchen sie also Jesus, und zwar einen für die Hauptrolle im Passionsspiel, das die Gemeinde seit bald einem Jahrhundert jedes Jahr aufführt.

Dass sich bei diesem Erlöser-Casting eine ziemliche Fallhöhe zwischen dem religiös Erhabenen und dem profan Kleinstädtischen auftut, haben auch die Kanadier Billie Mintz und Julian T. Pinder gemerkt, die damit ein wunderbares Sujet für ihren Dokumentarfilm gefunden hatten. Es gibt denn auch einiges zu schmunzeln, wenn die von heiligem Eifer befeuerte Truppe zwischen Holzkreuzen herumhampelt – in Kostümen, die sich stilistisch irgendwo zwischen Krippenspiel und Sandalenfilm bewegen.

### Das Christentum wankt

«Jesus Town, USA» beschränkt sich nicht nur auf die Suche nach Jesus (der bald gefunden ist in der Gestalt eines jungen Zeitungsvetters, der zwar die Frisur, aber nicht die Figur des Erlösers hat, aber egal). Es geht zudem um einen Traditionsanlass, der seine besten Zeiten hinter sich hat; in den 40er-Jahren sahen sich Hunderttausende das Freilichtspiel an. Noch gravierender als der Publikumschwund ist für die aktuelle Crew allerdings: Der neue Jesus ist zum Buddhismus übergelaufen. «Das wäre ja, wie wenn jemand Chuck Norris spielen würde und nicht wüsste, wer Chuck Norris ist», bemerkt einer der Darsteller.

Ja, das ist ein Problem. Auch für den Film, der sich damit von der Dokumentation zum Mockumentary wandelt. Mintz und Pinder versuchen, möglichst viel Drama aus dem Stoff zu melken, mit allem, was dazugehört: melodramatischer Musik, suggestiven Schnitten – und Laien, die sich selber verkörpern. Daraus entsteht ein dokufiktionales Kuddelmuddel, das extrem zurechtgebogen wirkt.

Ab morgen im Kino Cinématte. Der ganz perfekte Osterfilm ist natürlich «Monty Python's Life of Brian», der ebenda am Ostersonntag und -montag gezeigt wird.

**Aufgetaucht** Im literarischen Nachlass des NZZ-Korrespondenten und rätomanischen Schriftstellers Reto Caratsch zeigen sich Spuren der deutschen Briefzensur im Zweiten Weltkrieg. *Claudia Cathomas*

# Zensierte Sprache des Herzens

Der Journalist und Schriftsteller Reto Caratsch und seine Frau Irma schrieben sich über 47 Jahre regelmässig, sobald sie voneinander getrennt waren. Fast 300 dieser Briefe sind im neu erschlossenen Nachlass von Reto Caratsch im Schweizerischen Literaturarchiv erhalten. Die Briefe zeugen von einer innigen Vertrautheit und dokumentieren das geschriebene Ladinische der Briefkommunikation über ein halbes Jahrhundert hinweg. Nur fünf der erhaltenen Briefe und Postkarten sind nicht rätomanisch: Stempel mit der Aufschrift «Geprüft Oberkommando der Wehrmacht» verweisen auf den Ursprung des für diese Korrespondenz untypischen Sprachenwechsels.

Die fünf Briefe von 1939 und 1940 stammen aus Reto Caratschs Zeit in Berlin, wo er ab 1932 als Auslandskorrespondent für die NZZ tätig war und wo auch seine Frau und seine drei Kinder zeitweise mit ihm gelebt haben. Sie sind



**Aufgetaucht** Fundstücke aus dem Schweizerischen Literaturarchiv

[www.aufgetaucht.derbund.ch](http://www.aufgetaucht.derbund.ch)

Zeugen einer strengen Zensur, die sich nicht auf den Briefverkehr beschränkte. Auch in Telefongesprächen waren unbekannte Sprachen wie das Rätomanische unerwünscht. «Sprechen Sie eine verständliche Sprache, sonst wird die Verbindung abgebrochen», wurde Irma Caratsch jeweils nach einigen Minuten verwarnt, wenn sie mit ihrer Mutter am Telefon Rätomanisch sprach. Reto Caratsch nutzte seine Muttersprache, um seinem rätomanischen NZZ-Inlandkollegen Nicolo Biert heikle Informationen zu übermitteln, bis das Gespräch abgebrochen wurde, wie der Sohn und langjährige Diplomat Claudio Caratsch berichtet. In Caratschs NZZ-Artikeln bleiben seine Worte deutsch und deutlich. Mutig bezeichnet er als einer der ersten Journalisten Adolf Hitler im März 1938 als Diktator und kommentiert seine politischen Schritte kritisch. Von der deutschen Presse wird er darauf als «übler Hetzjournalist» betitelt. Auch in den rätomanischen Briefen an seine Frau nimmt Reto Caratsch in Bezug auf die Verfolgung der Juden in Berlin, die auch Freunde des Ehepaars betraf, kein Blatt vor den Mund.

Die erhaltenen deutsch- und italienischsprachigen Briefe von 1939 und 1940 umgehen dieses Thema grösstenteils. «Es ist mir so fremd, Dir meinem Lieben auf deutsch zu schreiben. Ich komme mir vor, wie wenn ich einen Aufsatz schreiben würde», bemerkt Irma Caratsch in ihrem Brief vom 24. Juni 1940. Um ihren Mann auf von der Zensur ausgesonderte Briefe auf-



Ungewollt «unromanisch» Korrespondenz: Materialien aus dem Nachlass von Reto Caratsch. Foto: Simon Schmid (Nationalbibliothek)

merksam zu machen, schlägt sie ein paar Tage darauf auf Italienisch vor, die Briefe zu nummerieren: «Questa la mia serebbe n° 3». Zu vielen nummerierten



### Reto Caratsch (1901–1978)

Jurist und von 1925 bis 1963 Journalist bei der «Neuen Zürcher Zeitung»; als Korrespondent in Rom, Berlin und Paris. Als rätomanischer Schriftsteller wurde er vor allem durch die Satiren «La renaschentscha dals Patagons» 1949 und «Il commissari da la cravatta verda» 1950 bekannt.

Briefen sollte es nicht mehr kommen. Nur eine Woche darauf wird Reto Caratsch dazu aufgefordert, binnen 24 Stunden das deutsche Reichsgebiet zu verlassen. Sein Bericht über einen Riss in den deutsch-sowjetrussischen Beziehungen hatte ihn endgültig zur Persona non grata gemacht, die vom deutschfreundlichen Schweizer Botschafter in Berlin, Hans Frölicher, keine Unterstützung erwarten durfte. In seinem Tagebuch schildert Caratsch den «widerwärtigen» Ablauf der Ausweisung. Bei seiner Ankunft in Zürich freut er sich über «meine Stauffacherin, die die Geschenke der langen Berlinerzeit redlich mit mir geteilt

hat», und über ein Land, «wo du deiner Zeitung schreiben kannst, die Regierung sei auf dem Holzweg mit der und der Massnahme, und die Zeitung druckt es ab, wenn ein Funke von Vernunft in deiner Einsendung steckt und der Redakteur nicht gerade eine Windfahne ist». Auch im Privatleben haben Reto und Irma Caratsch nach 1940 ihre Worte und ihre Sprache selbst gewählt – und sind beim Rätomanischen geblieben.

Das Schweizerische Literaturarchiv präsentiert einmal im Monat Trouvaillen aus seinen Beständen. [www.nb.admin.ch/sla](http://www.nb.admin.ch/sla)

## Die Wahrheit über

# Objektive Kritiken (und kritische Elche)

Geschätzte Leserin, geschätzter Leser: Hin und wieder wird der Wunsch ans Kulturreisort herangetragen, dass Rezensionen, sei es über Theater, Musik, Film oder Literatur, bitteschön objektiv zu schreiben seien. Also nicht bloss als persönliche Urteile, obzwar auf einer gründlichen Analyse fussend und nachvollziehbar begründet. Darum hier exklusiv: die objektive Kritik! Als Objekt dient uns ein kurzes Gedicht von F. W. Bernstein, seines Zeichens Urheber des Zweizeilers «Die schärfsten Kritiker der Elche / waren früher selber welche», was uns irgendwie passend erschien:

Räum die Reime weg! / Nein! / Reim kann bleim. / Weg mit dem Bedeutungsschmutz! / Ich zähl die Wörterchen und putz / die Lichter des Gedichts. / Sonst wird das nichts.

Hier also die gewünschte Kritik: «Das Gedicht stammt von F. W. Bernstein, einem deutschen Lyriker

und Karikaturisten, und steht im Band «Frische Gedichte» (Kunstmann-Verlag). Die Lesedauer beträgt je nach Lesegeschwindigkeit um die 12 Sekunden, der Umfang 26 Wörter. Bernstein (mit bürgerlichem Namen Fritz Weigle) verwendet darin insgesamt drei Ausrufezeichen, was dem Gedicht einen Anflug von Mündlichkeit verleiht. Auch ist darin ein sprachlicher Fehler zu finden: «bleim» statt «bleiben». Es drängt sich der Verdacht auf, dass es um Reime geht. Das hat Bernstein verständlich zum Ausdruck gebracht.»

Zufrieden? Prima. Wenn Sie wollen, hätten wir zum Vergleich noch eine andere Variante. Einfach, damit Sie den Unterschied sehen:

«F. W. Bernstein – so ein grandioser deutscher Lyriker und genialer Karikaturist! Im längst fälligen Band «Frische Gedichte», löblicherweise herausgegeben vom Kunstmann-Verlag, ist dieses kleine Bijou zu finden:

viel Substanz in wenigen Worten. Bernstein – Freunde kennen ihn als Fritz Weigle – glänzt zudem mit einer stilischeren Verwendung des Ausrufezeichens! Und setzt sich elegant über sprachliche Konventionen hinweg – «bleim» statt «bleiben». Selbstreferenzialität at its best! Bernstein erweist sich einmal mehr als Meister im leichtfüssigen Umgang mit dem schweren Erbe des deutschen Gedichts.»

Sie ahnen: Die zweite Rezension war völlig subjektiv. Die Kritikerin, die noch etwas müde vom Wochenende war und darum zu faul, eine ausgewogene Kritik zu formulieren, freute sich über das Büchlein, das sie gratis vom Verlag bekommen hatte und das ihr den Weg in die Buchhandlung ersparte, weil sie es noch am selben Tag als Geschenk für eine Freundin brauchen konnte, die sie zum Essen eingeladen hatte. Zudem hatte sie gehört, dass es schick sei, diese deutschen Humoristiker rund um

Robert Gernhardt gut zu finden (auch wenn sie nie ganz begriffen hatte, was an diesem Spruch mit den Elchen dran sein soll).

Müde? Faul? Unehrlig? So hat die Kulturkritik natürlich keine Zukunft. Und darum wird in der Innovationsabteilung des «Kleinen Bund» derzeit die Herstellung objektiver Kritiken mittels Maschinen getestet. Erste Versuche mit «Hans», einem der wenigen deutschsprachigen Chatbots (pandorabots.com), waren vielversprechend. Was sagt er zu F. W. Bernsteins Gedicht?

«Hans»: Es gibt nicht viele Leute, die sich auf diese Weise auszudrücken vermögen.  
«Kleiner Bund»: Richtig. Die schärfsten Kritiker der Elche waren früher selber welche.  
«Hans»: Danke fuer die Information.  
Regula Fuchs

## Tagestipp «Dracula»



## Unsterblicher Untoter

Er ist – nach Murnaus «Nosferatu» – der Vater aller Vampirfilme: Tod Brownings «Dracula» aus dem Jahr 1931. Unsterblich machte sich in der Rolle des untoten Grafen der Ungar Bela Lugosi. Er war eigentlich nur der Ersatz für den ursprünglich vorgesehenen Stummfilmstar Lon Chaney senior, der kurz vor den Dreharbeiten starb. Der berühmteste aller Vampire sollte Lugosi nie mehr verlassen: Er liess sich 1956 im originalen Dracula-Kostüm begraben. (reg)

Kino Rex, heute 18.30 Uhr.